

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

Copyright 1914 by Greshelm & Co., G. m. b. H., Leipzig. Geheiligte Formel für den Schutz des Inhalts in den Vereinigten Staaten von Amerika.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Auch zu dem Hause droben am Waldestrand über Christiansglück drang die Kunde. Dort standen auf dem Balkon Eke und Gerhard, nahe beieinander. So schauten auch sie hinab auf die steigenden Wasser. Nun drang das dunkle Geräusch hinauf bis zu ihnen.

„Wie — ein Mensch dort drunten?“

Erschrocken blickte Eke Bertsch an. Der schüttelte ungläubig den Kopf, nahm aber doch den Feldstecher und beobachtete scharf die Ruine. Plötzlich aber ein Zusammenzucken.

„Siehst du was?“

Ein betroffenes Nicken.

„Es ist so — ein Mann ist dort im Turm.“

„Großer Gott!“

Doch nur einen Augenblick dieses fassungslöse Entsetzen bei Eke. Dann rief sie erregt:

„Man muß hin — auf der Stelle.“

Aber Gerhard war schon fort von ihrer Seite, bereits drinnen im Zimmer am Telephon. So hörte sie gerade noch seinen Befehl zum Werk hinüber:

„Also sofort das Auto fertigmachen. In drei Minuten bin ich drüben.“

Und er eilte hinunter zur Garderobe. Doch da trat Eke neben ihn.

„Ich begleite dich.“

„Liebe — das ist Männerwerk.“

„Du gehst in Gefahr. Laß sie mich teilen.“

„Eke!“

Bittend ergriff er ihre Hand. Aber sie beharrte.

„Ich lasse dich nun nicht mehr, Gerhard.“

Da verstummte er. Aber sein Blick traf sie, ausleuchtend in heiligem Glück. Seine Gefährtin — auch in Not und Tod. Schweigend half er ihr in den Mantel, dann eilten sie hinaus, hinüber zum Werk.

Auf dem Rechenplatz hielt schon der Wagen mit laut arbeitendem Motor. Seine eisernen Flanken vibrierten unter den Stößen; ein edler Kenner voll zitternder Begier, loszustürmen.

„Vorwärts — Maximalgeschwindigkeit!“

Und die Maschine sprang an, schoß davon. Eine Staubwolke war alles, was den Nachschauenden noch sichtbar war. Das war kein Fahren mehr — nein, ein Fliegen. Unwillkürlich griff Eke nach einem Halt.

140 Kilometer! Die Räder berührten nur noch in sprunghaften Intervallen den Boden. Ein Rasen, ein Stürmen. Nichtwärts sausten Bäume, Weasteine, die Linie

der Chaussee — eine einzige, sich toll abspülende Schmutz. Mit ratternder Bier trax das Auto die Ferne in sich hinein. Kaum gesehen, war sie auch schon verschlungen. Mehr her — nur mehr! Und dazu der rasende Herzschlag des Motors. Wie ein dumpfer Wirbel: immer schneller, atemraubender, die Seele anpeitschend zu einem Rausch, fiebertoll, wie dies Rasen selber. Eine Ekstase sondergleichen; wir stiegen — wir stiegen! Kein Hindernis, keine Entfernung! Nur vorwärts, vorwärts! Schneller — noch schneller! Und bei alledem ein Untergränke, ganz klar und doch ohne Schrecken: ein Verjagen des Steuers, ein Reifen der Pneumatik, und wir liegen im Staube, mit zerschmettertem Hirn. Aber was tut's? Das Fieber in uns ist stärker, dies dämonisch aufjauchzende Glücksgefühl — dahinzuliegen, losgelöst von Erden schwere, hinausgerückt über alle Grenzen der Natur!

Mit neuem Erstarren sah es die dichtgedrängte Menge droben auf den Berghöhen. Was sollte diese tolle Fahrt drunten im Tal, anscheinend geradeaus in die Fluten hinein?

Aber jetzt verhielt das Auto und stoppte. Tausende von Augen folgten den beiden Gestalten, die dem Wagen entstiegen.

Eke wußte einen Zugang zu dem Turm, der vielleicht noch gangbar war. Auf dem alten Wall neben dem Graben. Und wirklich — er ragte noch etwa handhoch aus dem schäumend quirlenden Strudel, der die Stätte des Adligen Hauses umbrandete.

Auf diesem schmalen Pfade eilten sie hin zu dem Turm. Nun standen sie vor ihm. An dem erhaltenen Stumpf befand sich auch noch der Anbau mit der Wendeltreppe, die in das obere Geschoh geführt hatte. Durch die klaffende Bresche, die die Sprengung gelegt, drang ihr Blick frei in das Innere des alten Gemäuers mit seinen mehr als meterstarken Wänden. Hier war einst Hemmer von Grundz Jagdzimmer gewesen. In Felsen hing jetzt die braune Ledertapete hernieder. Ein wüster Schuttbaufen bedekte den Estrich — abgestürzte Massen vom Deckengewölbe.

Trotz ihres Grauens wollte Eke den Fuß über die geborstene Schwelle setzen — wo weilte nur der Unglückliche, dem die Rettung galt?

Aber Gerhard hielt sie zurück. Jeden Augenblick konnte ja ein neuer Nachsturz von oben erfolgen. Und nun rief er laut hinein in die Ruine:

„Hierher! Hier ist der Ausweg!“

Eine Weise Totenstille in dem verlassenen Gemäuer. Nur das dumpfe Rauschen der Wasser, die da draußen stiegen, langsam, Linie und Linie, aber siegesgewiß.

Noch einmal ein Rufen Bertschs, stärker noch, warnender — da endlich ein Geräusch wie von Schritten, von der Wendeltreppe her, und jetzt löste es sich aus dem Dämmerlicht drinnen. Eine hagere Gestalt trat langsam auf die beiden zu, umhüllt von einem wettergeblichenen, einst schwarzen Pelserinnenmantel. Unter dem Schlapphut glühten mit wirrem Leuchten ein paar tiefliegende, dunkle Augen.

Tillmann — Ihr!

Betroffen erkannte Bertsch den Hirten. Doch dann winkte er ihm, eilig drängend.

„Was schafft Ihr hier? Fort — fort!“

Aber der Alte schüttelte mit einer ruhigen Gebärde den Kopf.

„Wie? Ihr wollt bleiben?“

Nur ein gelassenes Nicken.

Eke starrte verständnislos Eberhard an. Der freilich begriff. Schon lange hatte es ja droben in Ködlig geheißt, mit dem Tillmann ging es nicht mehr. Immer verschrobener wurde der Alte. Gänzlich wie im Kopf. Drum wollten sie sich auch einen neuen Hirten kommen lassen zum Frühjahr. Und der Tillmann sollte ins Armenhaus.

Nun sah er es mit eigenen Augen: die Leute sprachen wahr. Es war nicht mehr richtig mit dem Tillmann.

Doch während er es noch dachte — plötzlich ein dumpfes Krachen! Weißer Gischt sprühte hoch auf, an der Außenseite des Turmstumpfs. Unter dem gierigen Ragen der Wasser hatte sich an der Bruchstelle abermals ein Stück Mauerwerks gelöst. Ein unheimliches Warnsignal.

Ein Grausen packte Eke. Ihr Arm streckte sich beschwörend zu dem Alten aus.

„Um Gottes willen — fort, fort!“

Der Ruf des Entsetzens lenkte Tillmanns Blick auf die junge Frau, die dort stand im düsteren Rahmen des geborstenen Gemäuers. Eine blonde Lichtgestalt, wie ein Sendbote des Lebens. Und plötzlich sank der Schleier vor seinen Augen. Ein Erinnern kam ihm an die Stunde, wo die dort ihm einmal Gutes erwiesen, und langsam hob er die Hand gegen sie. Wie ein Grüßen und ein ernstes Mahnen zugleich: Hier ist kein Ort für die, die noch etwas erewarten vom Leben.

„Tillmann, nehmt doch Vernunft an!“ Noch einmal drängte Bertsch. „Komm mit uns!“

Da öffnete sich endlich der schweigsame Mund. Doch nur zu drei fargen Worten:

„Wohin? — Ins Armenhaus?“

Gerhard verstummte.

Aber Tillmann richtete sich jetzt hoch auf. Sein Blick ging herum in dem einstigen Gemach Henner von Grund, mit einem dunkeln, stolzen Aufbläuen. Und es war den beiden, als hörten sie seine unausgesprochenen Gedanken:

„Nein — hier bleib' ich, wo ich hingehöre! All mein Leben hindurch hab' ich nur daran gedacht, daß ich einmal Herr sein sollt' in diesem Hause. Nun ist's doch noch so gekommen. Hab' ich's nicht immer gesagt? Es gibt doch noch ein Recht auf der Welt! Der, der mir's streitig gemacht hat, er ist ins Grab gesunken, vor mir. An seiner Leiche hab' ich gestanden. Und jetzt steh' ich hier auf seinem Grund und Boden. Nun ist er mein, nun bin ich Herr. Und keiner wird mich mehr fortreiben — keiner!“

Drohend schoß es jetzt aus seinem Blick zu Bertsch hin. Wied er stand das wütre Glühen in den tiefstehenden Augen.

Da gab Gerhard es auf. Entschlossen legte sich sein Arm um Eke. Aus dem Leibe des jungen Weibes an seiner Seite pulste ihm warm das Leben entgegen. Fort von hier — von der Schwelle der Vernichtung!

Aber er stülzte ihr Bögern. Bang hing ihr Blick an dem Alten, der dort stand, starr und unbeweglich.

„Daß ihn. Er hat recht!“ Ernst klang es zu Eke hin. „Diese letzte Stunde gibt ihm, worum ein ganzes Leben ihn betrogen. Gdn' es ihm!“

Unter den mahnenden Worten wich die qualvolle Spannung in Eke, und wie sie jetzt noch einmal hinsah auf Tillmann von Grund, den Totgeweihten in dem totgeweihten Hause seiner Väter, packte es sie an. Fast ein Schauer der Ehrfurcht. Nur ein armer, wirrer Narr, und doch — war er nicht treuer seinem Mut als sie alle vielleicht, die einst den Namen des Grundes getragen? Da kam es laut von ihren Lippen:

„Leb' wohl, Tillmann von Grund — leb' wohl!“

Der Alte sah nicht mehr her zu ihr. Sein Blick war wieder in sich gefehrt, wie abgewandt der Welt und all ihrer Nichtigkeit. So schritt er langsam zurück, von wo er erschienen, und entschwand im Dunkel.

„Komm!“

Mit starker Hand zog Gerhard Bertsch die mit sich, die nun ihm zu eigen war.

Und es war hohe Zeit. Der schmale Damm, auf dem

sie sich zurückflüchteten, war inzwischen schon vielfach durchbrochen. Die Wasser gurgelten hoch in den Breschen und fraßen gierig weiter an dem nachbröckelnden Erdreich. Tief atmete Bertsch auf, als er glücklich mit Eke drüben war, wieder im Bereich des festen Landes. Dort trug sie den Wagen nach Hause zurück.

Vom Balkon aus sahen sie dann wieder hinab ins weite Tal. Aber ihre Blicke hingen nur an einem Punkt, Unverwandt, stumm, in einem gefassten, tiefsten Erwarten.

Plötzlich aber zuckte Eke zusammen. Ihre Hand wies hin zu dem dunkeln Turmstumpf dort drunten in der quirlenden Seeslut — ein Ranken des massigen Gemäuers! Wie ein silberweißer Schleier löste es sich im selben Augenblick von dem düsteren Mauertranz und schwebte freijend über ihm — die aufgestörten, ängstlich flatternden Tauben. Ein Neigen — langsam, schwer legte sich der Turm zur Seite. Und nun eine aufgepeitschte Kiefenwoge, die hoch zum Himmel sprang. Verschwinden war im Flutengrab das alte Wahrzeichen des Hauses derer von Grund. Mit ihm der letzte Träger ihres Namens.

Stumm faltete Eke die Hände. So sah sie hinaus, bis das wilde Wirbeln der schäumenden Wasser allmählich erstarb. Ueber dem Strudel kreiste hoch in der Luft noch eine Weile hellglühend der Schwarm der Tauben. Als aber die dunkeln Fluten nichts wiedergaben von dem, was sie verschlungen, da strichen die Tiere endlich ab.

„Nun suchen auch sie sich eine neue Heimat.“

Es war das erste Wort, das Eke wieder sprach, und dicht schmiegte sie sich an den Mann ihr zur Seite.

Doch dann wies sie hinaus, wo über den Bergen die Sonne versank. Noch glühten in einem letzten heroischen Aufstammen am Abendhimmel ihre purpurgoldenen Lebensströme. Aber darüber standen düster schwere Wollengebilde, langgestreckt — wie riesenhafte Särge. Da sagte sie, aus beklommener Brust:

„Ist es nicht, als ob auch die Natur trauerte über all das, was hier versank?“

Fest legte Gerhard Bertsch seinen Arm um ihre Schulter.

„Ja — viel ist versunken. Eine Welt voll enger Traulichkeit. Aber ihre Zeit war erfüllt. Und eine neue steigt empor aus den Wassern, die sie begruben. — Laß uns dorthin sehen!“

Und er wandte ihr Haupt von der Richtung der sterbenden Sonne fort, zur andern Seite des Tals, wo die Tal Sperre sich erhob. Vom letzten Abendhimmel übergoßen, schimmerten die weißen Bauten herüber, und sie alle überragend, die feierlichen, edlen Formen des Kraftwerks. Wie ein Tempel, überstrahlt von der Glut der Opferbrände, stieg der gewaltige Bau empor, groß, ernst, in machtvoller Schwingen. Und ein Tempel in Wahrheit. In seinen hohen Hallen hütete er die Feuerfunken ungeheurer, schöpferischer Kräfte, die in zuckenden Wellen hinausströmen würden, weit über die Lande — Leben zeugend fort und fort, pulsendes, treibendes, schaffendes Leben der aufwärts ringenden Menschheit!

Da lehnte Eke ihr Haupt voll Zuversicht an die breite Brust des Mannes, dessen Augen mit einem stolzen Beuchten hinausfahen über die langsam versinkenden Fluren des rauhen Grundes.

Der indische Satir.

Kriegsstimme von Georg Debach.

Schon bei der Musterung war er mir aufgefallen.

Er war ein hagerer Mensch mit überaus langen Gliedmaßen. Sehnig und von stamenswerter Gelenkigkeit machte er den Eindruck eines Schlangemenschen. Seine düster glühenden Augen und seine tief schwarzen langen Haare gaben ihm das Aussehen eines Orientalen. Als wir uns ausziehen mußten, sah ich, daß sein ganzer Körper mit Tätowierungen bedeckt war, und dies bestärkte mich in meiner Vermutung, daß mein zukünftiger Kamerad ein Artist sei.

In der Kaserne zu L., wo wir ausgebildet wurden, lernte ich ihn näher kennen. Er war fast in der ganzen Welt herumgekommen, besonders im Orient, und auch in Indien hatte er sich länger aufgehalten. Wenn er von dort und seinen vielen Abenteuern, die er erlebt haben wollte, erzählte, dann glühten seine schwarzen Augen in unheimlichem Feuer.

Er hieß ganz einfach Gattlieb Schulze. Als ich ihn fragte, wie er denn zu diesem Namen gekommen sei, der doch ganz und

gar nicht zu ihm passe, da lachte er und zeigte seine weißen Raubtierzähne. Sein Vater sei ein ehrlicher deutscher Handwerker gewesen, aber seine Mutter stamme irgend woher aus dem hintersten Ungarn, Genaueres wisse er nicht, da ihre Papiere verloren gegangen seien. Von ihr habe er sein orientalisches Aussehen und das unruhige Blut, das ihn nicht lange an einem Orte duldet und ihn zu einem richtigen Weltenbummler gemacht habe.

Von Beruf war er wirklich Artist. Er verstand sich auf so ziemlich alles, was in diesem Fache vorkommt. Er war sogar mal Zirkusdirektor gewesen und hatte den Vorzickel gehabt, seinen Zirkus immer bei sich tragen zu können. Es war nämlich ein Flohziirkus. Im Nachahmen von Tierstimmen, ganz besonders aber im Bauchreden war er Meister. Wir verdankten ihm daher manche heitere Stunde.

In Indien hat er das Schlangenschwören, Feuerfressen und alle die geheimnisvollen Künste gelernt, die dort die indischen Fakire ausüben. Dies war sein größter Stolz, und aufgebläht von höchstem Selbstbewußtsein, zeigte er uns ein schreiend buntes Plakat, das das Ausrufen des weltberühmten indischen Fakirs Sidh-el-Babah ankündigte.

Diesen Namen beliebt er nun bei, der Kürze wegen riefen wir ihn einfach „Babah“. Manch harmlosen Spott mußte er sich deswegen gefallen lassen.

Seine Schnurren, die unerschöpflich waren, heiterten auf den anstrengenden Übungsmärschen die Leute auf. Wenn sie müde und mühsam waren, fing er an bauchzureden. Mit der Stimme des Hauptmanns schnauzte er seine Kameraden an, daß sie sich vor Vachen ausschütten wollten und alle Müdigkeit vergessen war. Was Wunder, wenn er bald der Liebling der ganzen Kompagnie wurde.

Wir kamen nach Flandern in den Schützengraben und hatten manch harten Schrauß mit den Engländern auszufechten. Unser Freund zeigte sich von einer überraschenden Kaltblütigkeit und Unerblichkeit. Da hörten wir, daß frisch angelommene indische Truppen die uns gegenüberliegenden Stellungen besetzt hätten. An diesem Tage war er ganz gegen seine Gewohnheit merkwürdig verschlossen und ließ sich mit niemand in ein Gespräch ein.

Des Nachts mußte er sich wohl heimlich fortgeschlichen haben, denn am anderen Morgen, als es kaum dämmerte, kam er mit einem Duzend malerisch aussehender, schokoladebrauner Gestalten an, die sich gefangen gaben. Er hatte sich an ihre Gräben herangeschlichen und mehrmals einen geheimnisvollen, nur in Indien bekannten Vogelruf ausgestoßen. Die Indier waren dem ihnen bekannten Ruf nachgegangen, bis sie merkten, daß sie in eine Falle gelockt wurden. Unser Held verstand aber ihre Muttersprache, und auf sein Zureden geben sie jeden unnützen Widerstand auf. Für dieses erfolgreiche Unternehmen erhielt er die Befreitenhülfe und wurde zum Patrouillenführer ernannt.

Bei einem zweiten Versuch hätte er beinahe sein Leben eingebüßt. Die indischen Offiziere hatten wohl Lunte gerochen und wußten scharf auf. Eines Abends mußte er einen wichtigen Patrouillengang machen. Er nahm mich und noch einen Kameraden dazu mit. Es war uns eingeschärft worden, die allergrößte Vorsicht zu gebrauchen. Ohne unseren Babah wäre aber keiner von uns zurückgekehrt.

Wir hörten plötzlich hinter uns jenen verdächtigen Vogelruf, und es dauerte nicht lange, da erscholl von den feindlichen Gräben her die gleiche Antwort. Wir glaubten uns verloren. In einem kleinen Gehölz suchten wir Deckung und packten unsere Gewehre, um unser Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Diesmal waren wohl wir in eine Falle gegangen, und wir bezweifeln sehr, daß es uns so gut gehen würde, wie den zwölf Indern.

Doch was machte unser Führer? Hatte er, der sonst so Kaltblütige, den Verstand verloren? In fliegender Hast zog er sich seinen Waffenrock aus, seine Hose und Stiefel, bis er nur noch mit dem Hemde bekleidet da stand. Aus seinem roten Taschentuch drehte er sich einen Turban. In seinem langen, wallenden, fast bis an die Knöchel reichenden Hemd, mit dem roten Turban auf dem Kopf und seinen vor Aufregung fieberhaft glänzenden Augen machte er einen überaus fantastischen Eindruck, und man konnte ihn wohl für einen echten Fakir halten.

Er klisterte uns zu, wir sollten uns so gut wie möglich verhalten und uns mäusehinstill verhalten, auf keinen Fall aber schießen. Nun begann er einen wilden Tanz aufzuführen, wobei er die unglaublichsten Gliederverrenkungen machte und fremde, uns unverständliche Laute ausstieß. Es war noch ziemlich dunkel, aber Babah mußte in seinem leuchtenden Hemd, das zwar schon etwas „selbgrau“ geworden war, von weitem zu sehen sein. Bald hörten wir auch ein erstaunliches Klüffern, und nach und nach tauchten eine ganze Menge dunkler Gestalten auf, die sich im Halbkreis um Babah aufstellten, ihn in seinem Tanz aber nicht zu stören wagten.

Schneller und schneller sprang dieser umher, das Hemd schlug gegen seine dürren Beinen, seine Augen schossen Blitze, und finster und drohend schien er auf die Indier einzureden, die sich unklüffig und halb furchtsam anblickten und dabei lebhaft mit den Händen gestikulierten.

Da erscholl plötzlich von oben in der Luft eine fremde, geisterhafte Stimme, dann noch eine, jetzt war es schon ein ganzer Schwarm, Namen schwirrten durch die Luft. Jetzt schien es,

als wenn sich einzelne Geister wutentbrannt auf die entsetzten und von abergläubischer Furcht bebenden Indier stürzen wollten.

Das war zu viel für diese harmlosen Naturjünger. Einer nach dem anderen verließ lautlos diese unheimliche Stätte. Wir aber liefen, so schnell uns unsere Füße tragen wollten, Babah noch barfuß und im Hemd, bis wir unsere schützenden Gräben erreicht hatten.

Nach atemlos erzählte er uns dort, wie er, den Aberglauben der Indier ausnützend, ihnen erzählt hatte, daß in dem kleinen Gehölz, wo wir uns versteckt hielten, die Geister jener zwölf für sie auf so rätselhafte Weise verschwundenen, von ihm entführten Indier hausten. Er selbst habe sich für einen heiligen Priester ausgegeben, der beauftragt sei, für die Seelen der Dahingegangenen zu beten. Da die Indier aber an seinen Worten zu zweifeln schienen, habe er die Geister selbst antreten lassen, und hierbei zeigte er lachend auf seinen Bauch. Zum Glück hatte er sich ihre Namen gemerkt, und so ließ er jeden Geist erst feierlich seinen Namen nennen und dann die heftigsten Drohungen gegen die entsetzt darschauenden Indier wegen der Störung ihrer Ruhe ausstoßen. So meisterhaft hatte er die Kunst des Bauchredens geübt, daß anscheinend keiner der braunen Söhne Indiens an der Echtheit der Geisterstimme gezwweifelt hatte.

Datten wir unsere Aufgabe nicht vollständig lösen können, so wurde uns doch die Gemütsung, daß wir in der folgenden Nacht mit stärkeren Kräften unter Babah's Führung einen gelungenen Überfall ausführten, der eine größere Zahl Gefangener einbrachte. Bei deren Vernehmung machte Babah den Dolmetscher, und dabei brachte er heraus, daß mehrere von ihnen alte Bekannte aus jener Geistermacht waren.

Mit Erlaubnis des Hauptmanns führte Babah zum Ergötzen unserer Soldaten noch einmal seinen größten Tanz auf, der bei Tageslicht alles Unheimliche verlor, dafür aber um so komischer wirkte.

Den Indern ging ein Licht auf und sie schnauzten vor Wut. Babah aber sprach ihnen in ihrer Muttersprache gütlich zu und beruhigte sie bald, indem er ihnen erklärte, daß sie ja nicht in Feindes-, sondern in Freundeshand gefallen seien, da doch unser Kaiser der Freund und Bundesgenosse des türkischen Sultans, des Oberhauptes aller Mohammedaner, sei.

Vermischtes.

* Pindenburgs Weihnachtsbonbon. Auch Pindenburg war ein Kadett wie andere und die Ferien für ihn goldene, heiterere Zeitalterabschnitte. Besonders groß war begreiflicherweise stets die Freude auf die Weihnachtsferien, wie auch aus alten Briefen des einstigen Kadettens noch deutlich zu ersehen ist. An Weihnachtswünschen fehlt es darin natürlich nicht. Da erbittet er sich einen Zuchtsack, ein Messer, ein Buch — „womöglich der Waldläufer oder Wadfinder“. Der Wunsch nach einem Album aber erscheint dem Dreizehnjährigen so schön, daß er selbst drei Fragezeichen und drei Gedankenstriche dahinterlehrt. Eher wagt er zu hoffen, daß die gnadenbringende Weihnachtszeit ihn in den Stand setzen werde, ein anderes schönes Ideal zu verwirklichen: Jeder Kadett hatte nämlich das Recht, wenigstens das oberste Fach seines Puzspindes ganz nach Belieben einzurichten oder auszuschnüden, damit der eigenen Phantasie doch auch ein Tummeleplätzchen bliebe. Paul Pindenburg träumte nun von der folgenden Ausstaltung, die er mit den Worten beschreibt: „Hinten an der Wand einen großen preußischen Adler, in der Mitte auf einer Erhöhung den Alten Fritz mit seinen Generalen, am Fuße derselben eine Menge schwarzer Fusaren, vor das Ganze eine Kette gezogen, hinter welcher Kanonen stehen, und vor der Kette zwei Schilderhauer und zwei Grenadiere zu Friedrichs des Großen Zeiten, doch hierzu fehlen mir die Sachen; ich hoffe auf Weihnachten.“ Auch die anderen berühmten Freuden des lieben Christfestes, die Magenfreuden, wurden von dem künftigen Feldherrn gebührend ausgenutzt, und wenn er und seine Brüder nach fröhlichen Tagen die Heimat wieder verlassen mußten, dann ließen die beiden sich nicht lange dazu nötigen, reichlich Naschwerk vom Christbaume mitzunehmen. Wurden nun aber im Kadettenhause die beiden Koffer wieder auf die Kleiderkammer abgegeben, so pflegten die Brüder grundsätzlich je einen Bonbon in ihnen zurückzulassen. „Da war denn Ostern die Freude groß, daß der Bonbon im Koffer gefunden wurde, wenn zum Osterurlaub die Koffer wieder ausgeteilt wurden.“ schreibt Bernhard v. Pindenburg im Lebensbilde des Generalfeldmarschalls. „Mit der Begrüßung dieses Bonbons verankert wie in einem Märchen die lange Zeit zwischen den Ferien in ein nichts. Die Ferien flossen zusammen, sie waren die Sieger.“

— Das Gefrierfleisch als hygienisches Nahrungsmittel. Wie man schon in Friedenszeiten, um zu billigen und zugleich frischem Fleisch zu gelangen, ganze Transporthäfen von gefrorenem Fleisch in besonderen Schiffen und Eisenbahnwagen aus Argentinien und Australien bezog, so kann es in der jetzigen Zeit von Bedeutung sein, unser eigenes Inlandfleisch auf diese Weise zu konservieren, um die Fleischvorräte möglichst „strecken“ und gleichmäßig verteilen zu können. Deshalb ist es von Wichtigkeit, sich über die Wirkungen, die das Gefrieren des Fleisches in Geschmack, Nährwert und hygienischer Zuverlässigkeit nach sich zieht, und die Bedingungen, unter denen eine möglichst

vollkommene Konservierung stattfindet, klar zu werden. M. Reuter hat eine Betrachtung dieser Art im „Prometheus“ veröffentlicht, die ein sehr günstiges Ergebnis für die Beurteilung des „Eisfleisches“ ergibt. Es ist vor allem nötig, daß das Gefrieren unmittelbar nach dem Schlachten einsetzt und bis zur Verwendung des Fleisches aufrecht erhalten wird, wobei ein vollkommenes Durchfrieren bis in den innersten Kern stattfinden muß. Von welcher Dauer aber dann eine genugsame Aufbewahrung des Fleisches sein kann, zeigt die Tatsache, daß die Jakuten das seit Jahrtausenden im Eis der Lena angefrorene Mammutfleisch zu gewinnen suchen, um es an ihre Hunde zu verfüttern. Da die beim Gefrieren in Betracht kommenden Temperaturen nicht die geringste lebenserschwerende Wirkung auf die Bakterien, Fäulnis-erreger usw. ausüben, diese im Gegenteil für spätere „Arbeit“ nach dem Auftauen frisch und leistungsfähig erhalten, ist von hoher Bedeutung, daß nur das Fleisch von unbedingt gesunden Tieren verwendet wird, und daß auch die Kühlräume peinlich sauber und von jeder Infizierung durch Menschen oder andere Uebertragung freigehalten werden. Dagegen ist es unwesentlich, welche Flüssigkeit oder welche Tierart für die Aufbewahrung herangezogen wird. Für die Verwendung von hygienisch einwandfreiem Fleisch und eine Ueberwachung der Kühlräume ist in Deutschland durch entsprechende Geseze und ausübende Kontrollbeamte hinreichend gesorgt. Nach dem Auftauen soll das Gefrierfleisch nicht mehr lange Zeit der Luft ausgesetzt werden, auch ist eine Verarbeitung zu Hackfleisch, hauptsächlich im Sommer, dringend zu widerraten, da das durchgefrorene Fleisch einen überaus günstigen Nährboden für schädliche Keime jeder Art darstellt. Im übrigen sind die Gefahren der Fleischnahrung, wenn man von solchen sprechen kann, beim Gefrierfleisch nicht größer als bei dem gewöhnlich zum Verkauf ausliegenden. Trotzdem bestehen immer noch gewisse Vorurteile gegen das Gefrierfleisch, die allerdings dadurch erklärlich werden, daß das Fleisch beim Auftauen seine bisherige Frische verliert und leicht mild wird. Diese Erscheinung beruht aber auf einem rein physikalischen Vorgang, dem sog. „Reifungsprozeß“, der unter der Einwirkung niedriger Temperaturen bei jedem Fleisch eintritt und eine Selbstauflösung der elementaren Bestandteile zur Folge hat. Das Gefrieren befördert diesen Prozeß, der beim Auftauen des Fleisches zu Tage tritt, aber es muß betont werden, daß der Nährwert zutage tritt, aber es muß betont werden, daß der Nährwert des Fleisches in keiner Weise dadurch herabgesetzt wird.

* König Nikitas Gesezbuch. Die Untertanen König Nikitas sind ein recht eigenwilliges Volk, das in allen Lebensverhältnissen mehr auf seine eigene Kraft als auf das „Geschwäg“ vertraut, womit andere Völker ihre „Papiersegen“ (so nennen die Montenegrier die Gesezbücher) zu füllen pflegen. Jeder rechtschaffene Montenegrier verabscheut und verhöhnt dieses „Geschwäg“ von ganzem Herzen. König Nikita aber, der durch abendländische Anschauungen augenscheinlich bedenklich beeinflusst ist, ließ zum Entsetzen seiner Untertanen ein Gesezbuch verfaßten, das zum mindesten ihren größten Entzessen einen Damm entgegenzusetzen sollte. Ein Studium dieses Gesezbuches, aus dem das „Svenska Dagbladet“ einige bezeichnende Proben mitteilt, gewährt einen interessanten Einblick in die Kulturzustände dieses Landes. Paragraph 28 lautet z. B.: „Es ist in Friedenszeiten nicht zulässig, daß eine ganze Bande plündernd über die türkische Grenze dringe. Jedes Verbrechen, das ein Montenegrier im fremden Lande begeht, wird gerichtlich ganz ebenso bestraft werden, als wäre es im eigenen Lande geschehen.“ Im Paragraph 34 heißt es: „Wer einen unschuldigen Montenegrier mit den Füßen stößt oder mit dem Eisenrohr (I) schlägt, soll 50 Dukaten Buße zahlen. Falls der Angegriffene aber sofort seinen Angreifer tötet, so soll die Sache als abgetan gelten. Tötet jedoch der Angegriffene seinen Angreifer erst nach einer Stunde oder nach einem ganzen Tage, so soll er für vorsätzlichen Mord bestraft werden.“ Die Blutrache wird in Paragraph 39 näher präzisiert. „Es ist von nun an streng verboten, bei Ausübung der Blutrache an dem Schuldigen auch dessen unschuldigen Bruder zu töten.“ Paragraph 59 lautet: „Wer einen Dieb während seiner Tat niederstößt, erhält eine Belohnung von 20 Dukaten.“ Zum Schluß sei noch folgendes Verbot des 83. Paragraphen erwähnt: „Der Brauch bei Frauen und Männern, sich beim Tode eines Familienmitgliedes die Haare abzuscheren und das Gesicht zu zerfleischen, um wegen der Trauer so entsetzt umherzugehen, ist nicht mehr gestattet.“

Büchertisch.

„Heimatsdienst im ersten Kriegsjahr.“ (2. Kriegsjahrbuch des Bundes Deutscher Frauenvereine 1916.) Im Auftrage des Bundes Deutscher Frauenvereine herausgegeben und bearbeitet von Dr. Elisabeth Altmann-Gothheiner. Mit 4 Tafeln und 2 Abbildungen im Text. Preis gebunden M. 4.—. Verlag von A. G. Tenbner, Leipzig und Berlin. (Ein Teil des Ertrages ist für den nationalen Frauendienst bestimmt.) Während draußen im Feindesland deutsche Männer todesmutig Wacht halten, um das Vaterland zu schützen, stehen drinnen deutsche Frauen in heißem Bemühen, die schweren Schicksalsschläge, die der Krieg über ihr Vaterland gebracht hat, zu mildern, die Widerstandskraft ihres

Volkes zu erhalten und zu festigen. Auch diese im Dienste der Heimat stehenden Kämpferinnen verdienen ein Denkmal ihrer Arbeit. Als dieses darf gelten das unter dem Titel „Heimatsdienst im ersten Kriegsjahr“ herausgegebene 2. Kriegsjahrbuch des Bundes Deutscher Frauenvereine, das eine Zusammenfassung alles dessen bietet, was von den Frauen im ersten Kriegsjahre auf dem Gebiete der sozialen Kriegsfürsorge geleistet wurde. Es redet in seiner Schlichtheit eine eindringliche Sprache von Aufopferungsfähigkeit und stillen Heldennut, und ist gleichzeitig ein hohes Lied auf die Organisationskraft der deutschen Frau. Es berichtet nach einem von Frau Jenny Apolant bearbeiteten Kapitel: „Organisation und Aufgaben der Kriegsfürsorge in den verschiedenen Städten“ über alle einzelnen Zweige der Kriegsfürsorge, über Ernährungs-, Wohnungs- und Bekleidungs-fürsorge, Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, Wöchnerinnen-, Säuglings- und Kinderfürsorge, Fürsorge für Krieger-Witwen und -Waisen, Flüchtlingsfürsorge, kriegsgemäße Lebensweise und Kriegsfürsorge auf dem Lande. Die Uebersichten über die Kriegsarbeit des Bundes Deutscher Frauenvereine und die verschiedenen Berufs- und Fachverbände bieten Anlaß zu lehrreichen Vergleichen zwischen den Arbeitsmethoden und Hilfseinrichtungen verschiedener Städte und zeigen typische Bilder aus dem Heimatsdienst der deutschen Frauen. Der nur durch starke Erweiterung seines Umfanges ermöglichten Verarbeitung des ungeheuren Materials tritt der für die Vereine so wichtige Adressenteil und das Kalendarium, das auch in diesem Jahre wieder auf die Zeit bezügliche Aussprüche bekannter Frauen enthält, zur Seite.

— Wilhelm Bölsche. Die deutsche Landschaft in Vergangenheit und Gegenwart. Mit 146 Bildern und einem farbigen Kunstblatt. Erschienen in der Sammlung: „Leuchtende Stunden“, — Eine Reihe schöner Bücher — herausgegeben von Franz Goerke, Direktor der Urania, Berlin. (Vita, Deutsches Verlagshaus, G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg. Preis: kartoniert M. 1,75, gebunden M. 2,80). — Bölsche's sonniger Geist führt uns in diesem Bande der „Leuchtenden Stunden“ unter Heranziehung einer Fülle reizvoller Bilder durch die deutsche Landschaft. Deutlich schaut aus unserem schönen Heimatbilde das Antlitz vergangener Erdepochen: Die alten Massengebirge kristallinen Ursprungs in unseren Mittelgebirgen, das Urmeer aus versteinerten Ozeantieren in der Eifel, Reste unerhörter Uppigkeit in unseren Steinkohlengebieten. Von Deutschlands Wäldern spricht die rölliche Klippe Helgolands, der rote Renaissanceeraum des Heidelberger Schlosses. Die großartigen Bilder der Juralandschaften, der schwäbischen Gauen mit ihren vorweltlichen Riesentieren und Korallenriffen, ferner als praktische Geschenke urferner Tage: Die gewaltigen Kalklager, die weiße Kreide auf Rügen, der Bernstein der Wälder des Samlandes, die Braunkohlenlager Böhmens; weiter die ergreifenden Naturkunstwerke der Sächsischen Schweiz, u. v. m. wird uns hier mit meisterlicher Darstellungs-kraft vor Augen geführt.

— Die „fliegenden Blätter“ (Verlagsbuchhandlung Braun & Schneider, München) haben in der Erkenntnis, daß deutscher Frohsinn, deutsche Kunst gerade jetzt in den Tagen schwerster Prüfung und bitteren Leides unserem Volke in Waffen und zu Hause doppelt nötig ist, sich während der ganzen bisherigen Kriegszeit nach Kräften bemüht, von dem Guten das Beste zu bringen, was in Wort und Bild den Soldaten und denen daheim nicht nur ein vergessendes frohes Lachen abgewinnen kann, sondern zugleich auch den Völkerrkrieg in seinen erhebenden und Mut und Kraft stärkenden Zügen klar beleuchtet. Gleich den literarischen Beiträgen sind es, wie aus dem uns vorliegenden Halbjahrsbände hervorgeht, gerade jetzt im Kriege auch die zahlreichen und schönen Bilder von Künstlern ersten Ranges, die das vaterländische Empfinden erwecken und betriedigen. Geschma- und taktlose Beiträge haben wir nirgends finden können.

Rösselsprung.

und	nur	wenn	auf	gen	gen	bracht	immer
der	sie	stei	nacht	voll	er	auch	gleich
daß	lauf	gen	des	nen	der	un	ist
zei	tag	es	jahre	ist	lebens	ster	in

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:
 Weiß Schwarz.

- 1) D d 1 nimmt d 2† Te nimmt d 2.
- 2) T c 3 — e 3 Veltiebig.
- 3) Turm oder Laufer gibt matt.